

Die freigeistige Bewegung in Amerika : II.

Autor(en): **Petersen, Karl E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **14 (1931)**

Heft 17

PDF erstellt am: **08.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-408098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die freigeistige Bewegung in Amerika.

Von Karl E. Petersen.

II.

Wer seinerzeit in der vorliegenden Zeitschrift¹⁾ den von mir verdeutschten und im Auszug gebrachten III. Jahresbericht der sog. «Vier A» oder amerikanischen Vereinigung für den Fortschritt des Atheismus, der einen der vier mächtigsten freigeistigen Gesellschaften der Vereinigten Staaten gelesen hat, wird bereits über den Stand des Freidenkertums in den U. S. A. so ziemlich im Bilde sein. Dadurch, dass ich inzwischen mit den Präsidenten und Sekretären jener in Nr. 9, S. 69 näher bezeichneten Verbände brieflich in Verbindung gelangt bin, ist es mir möglich geworden, durch verschiedene Einzeldarstellungen dieses Bild einigermassen zu ergänzen. Die gegenwärtige Abhandlung soll es nun möglichst vervollständigen.

Bei Betrachtung meiner Ausführungen, der früheren wie der noch kommenden wird es wohl manchen unserer Schweizer Gesinnungsfreunde ergehen wie mir selbst, nämlich, dass sie sich mit Wehmut und Bedauern sagen werden: «O, wären wir doch auch in der Schweiz schon so weit, dass uns Pastoren einluden, Ansprachen an ihre versammelten Gemeinden in ihren Kirchen von ihrer Kanzel aus zu richten, resp. in ihren neuerbauten modernen «Gemeindehäusern», die sich voraussichtlich *dann erst* füllen würden²⁾. — Oder — mit einer Messerspitze voll Neid: «O, besäßen wir doch auch einen eigenen Radiostudio, eine eigene Radiostation — wie unsere Gesinnungsfreunde im Yankilande!»

Bis solch «fromme» Wünsche erfüllt sein werden, wird aber gerade in unserer lieben, aber noch sehr rückständigen Schweiz noch sehr viel Wasser den Rhein hinabfließen müssen. Es hapert eben in unserem Lande noch gar sehr an ausgesprochenem *Atheismus militans*. Beschaut man sich aber gerade diesen in den nordamerikanischen Freistaaten, wie die U. S. A. und Mexiko, so begreift man, dass dort *und nur dort* die älteste Freidenkerzeitschrift (sie besteht nun seit dreiviertel Jahrhundert!) («The Truthseeker») (Der Wahrheitssucher) sich erhalten konnte, und nicht in Europa (hier nicht einmal in England), wo die älteste, der Londoner «Freethinker», erst kürzlich ihr erstes halbes Jahrhundert feiern konnte, dass die nordamerikanischen Freidenkerverbände mit ihren Forderungen sich direkt und schriftlich an den Präsidenten Hoover und sogar an den Papst richten! — — Darüber in einem späteren Paragraphen.

Prächtiger *Atheismus militans* ist es ebenfalls, wenn die

¹⁾ 12. Jahrgang, Nrn. 11, 12 und 13.

²⁾ Siehe m. Einleitung z. Artikel «Warum ich Atheist bin» in Nr. 6 dieses 14. Jahrgangs.

Feuilleton.

Der Marquis de Fumerol.

Von Guy de Maupassant.

Roger de Tournerville sass rittlings auf einem Stuhl im Kreise seiner Familie, hielt eine Zigarre in der Hand, blies von Zeit zu Zeit ein Rauchwölkenchen von sich und erzählte:

Wir waren gerade bei Tisch, als ein Brief hereingebracht wurde. Papa öffnete ihn. Ihr kennt doch Papa. Er hält sich für den Stellvertreter des Königs in Frankreich. Ich nenne ihn immer Don Quixote, weil er sich nun schon seit zwölf Jahren mit den Windmühlengügeln der Republik herumschlägt, ohne recht zu wissen, ob für die Bourbonnen oder die Orleans. Heute bricht er seine Lanze wohl nur noch für die Orleans, weil sie als die einzigen übriggeblieben sind. Auf jeden Fall hält sich Papa für den ersten Edelmann Frankreichs, für den bekanntesten und einflussreichsten und für das Oberhaupt der Partei, und da er lebenslänglicher Senator ist, sind die Throne der Nachbarreiche in seinen Augen alle nur wenig sicher.

Mama ist Papas Seele: die Seele von Thron und Altar, die rechte Hand Gottes auf Erden und die Geißel aller Unzufriedenen.

Also — man brachte einen Brief herein, während wir noch bei Tisch saßen. Papa öffnete ihn, las, blickte zu Mama hin und sagte: «Dein Bruder liegt im Sterben.» Mama wurde blass. Im Hause war fast nie von meinem Onkel die Rede. Ich kannte ihn überhaupt nicht. Ich wusste nur vom Hörensagen, dass er das Leben eines Hansnarren

F. A. (d. h. «Freethinkers of Amerika») durch ihre Advokaten den «Knights of Columbus» (deutsch Kolumbusritter), einer die «katholische Aktion» in den Vereinigten Staaten seit Jahren fördernden, mächtig reichen Katholikensippe, am 28. März ds. Js., gestützt auf die Verfassung der Republik, einen Monsterprozess an den Hals hängen, wobei vom Staate die Einziehung der bisher nie erhobenen Steuern für einen diesen «Staatsraubrittern» gehörigen Riesenwolkenkratzer in New York (Ecke 8. Avenue und 51. Strasse), worin ausser Tempelsaal und Klubräumen auch ein grosses Hotel nebst Restaurant, sowie Kaufläden im gewinnbringenden Betriebe der sauberen «Knights» stehen, gefordert wird. Da solche Nachbesteuerung mit sehr hochgeschraubter Büssung wegen Besteuerungsverheimlichung und Nichtachtung der Gesetze verbunden ist, so handelt es sich in diesem Prozesse um eine ganz erkleckliche Anzahl von Dollars.

Und welche Bewunderung von Seiten aller Freidenker verdient doch der Atheismus militans, der darin besteht, in die christlichen Missionsgebiete Chinas einen *atheistischen «Missionar»* zu entsenden in der Person des auf amerikanischen Hochschulen ausgebildeten hochintelligenten Chinesen Tschen Tsai Ting! Dieser hat in Honkong bereits einen Kreis von Jüngern um sich gebildet, die ihm bei der Abfassung und Verbreitung aufklärender Schriften in chinesischer Sprache beistehen und ihm die des Lesens Unkundigen zur Anhörung seiner belehrenden Vorträge in das von ihm gegründete «Forum» zu führen. Jeder seiner Jünger wird später an andern Orte solch ein «Forum» errichten, wo es ein Gegengewicht gegen die europäischen und nordamerikanischen christlichen Missionen bilden wird, welch letztere übrigens bereits durch Erlasse des chinesischen Unterrichtsministeriums bedeutend geschwächt worden sind³⁾.

Joseph Lewis, Präsident der F. A., derselbe der im Methodistentempel in New York die Ansprache an die Gemeinde behufs Begründung seiner atheistischen Ueberzeugung mit so durchschlagendem Erfolg und unter unerwartetem, ganz spontanem Applaus gehalten hat, leitet ausser dem oben erwähnten Prozess gegen die katholischen «Kolumbusritter» auch die Aktion gegen das Vorlesen aus der Bibel bei Beginn des Schulunterrichts in New Yorker staatlichen Schulen, *da verfassungswidrig*.

Charles Smith, Präsident der «Vier A», verlangt die Einstellung staatlicher Löhnung von Feldpredigern und deren Entlassung aus Armee und — Feuerwehr, *da verfassungswidrig*.

Dieser mutige Kämpfer für die hehre Sache des Freidenker-

³⁾ Siehe m. Artikel «China weist den Missionen die Tür» in Nr. 19 S. 147 im vorigen Jahrgang des «Freidenker».

geführt hatte und noch führte. Sein Vermögen hatte er mit einer Anzahl Frauen verprasst und nur zwei Mätrissen behalten, mit denen er in einer kleinen Etage der Rue des Martyres zusammen lebte.

Als ehemaliger Pair von Frankreich, sagte man, und einstiger Oberst der Kavallerie glaube er weder an Gott noch an den Teufel. Und da er auch nicht an ein Leben nach dem Tode glaubte, hatte er sein irdisches Leben auf alle erdenkliche Weise vertan. Kurz und gut, er war der wunde Punkt im Herzen Mamas.

«Gib mir den Brief, Paul», sagte sie.

Als sie ihn gelesen hatte, bat ich, ihn sehen zu dürfen. Er lautete folgendermassen:

Herr Graf!

Ich halte es für meine Pflicht, ihnen wissen zu lassen, dass ihr Schwahger, der Herr Marqui de Fumerol, im Sterben ligt. Vihleicht wolln der Herr Graf noch etwas ordnen und dabei nicht gans vergässen, dabs ich ihnen benachrichtigt habe.

Ihre Dienerin

Melanie.

«Wir müssen nach ihm sehen», murmelte Papa. «In meiner Stellung ist es meine Pflicht, über die letzten Augenblicke deines Bruders zu wachen.

«Ich werde nach Abbé Poivron schicken und mich mit ihm beraten», erwiderte Mama. «Ich werde wohl meinen Bruder mit ihm und Roger zusammen aufsuchen. Du musst hierbleiben, Paul. Du darfst dich nicht kompromittieren. Eine Frau kann und soll so etwas tun. Aber für einen Mann in deiner politischen Stellung ist das ganz

tums schrieb kürzlich, dass sein Werk über Atheismus, «das die Materie erschöpfend behandelt», nun seinem Ende entgegen gehe und wohl noch diesen Herbst im Buchhandel erscheinen werde. Diese dreijährige Arbeit wird auch eine ausführliche Erwiderung auf das vor einem Jahr erschienene Werkchen des Jesuiten Lonorgan «The menace of Atheism» (Die atheistische Gefahr) umschliessen. Von Smith verfasste längere Propagandabroschüren werden in den Vereinigten Staaten zu Hunderttausenden verteilt, auch kurzabgefasste Flugschriften anderer Freidenker gelangen unter zahllose Leser durch Gratisverteilung vom Sitze der «Vier A» aus. Hierin leisten die amerikanischen Freidenkerverbände geradezu Erstaunliches. Die amerikanische Tagespresse ist aber auch nicht so zurückhaltend — um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen — als die schweizerische in der sachlichen Behandlung freigeistiger Fragen.

Jede von den vier einflussreichsten Verbindungen der Freidenker in den Vereinigten Staaten hat einen bestimmten Wirkungskreis; dadurch ist ihre Arbeit flott geregelt. Dadurch ist aber auch ihr Einfluss ein ganz ungeheurer. Dafür mag bloss hier das Folgende hervorgehoben werden: Drei Pastoren (ihre Namen sind im entsprechenden Bericht genannt) versuchten am 4. August 1930 in einem New Yorker Park vor 10,000 Lutheranern die Erschaffung des Menschen durch das Adam und Eva-Märchen klarzumachen, wobei sie die skeptischen Wissenschaftler und die «Vier A» als verantwortlich für die Tatsache hinstellten, dass 25,000 Kirchen der Vereinigten Staaten *tot* seien oder *im Sterben liegen* und dass die Bekehrung zum Christentum *bereits* an ihrem Ende angelangt sei. — Wenn solche Herren so was sagen, muss es doch gewiss stimmen.

Der Schlussteil dieser Studie wird unter anderem auch die Kampfweise der Gegner ins richtige Licht bringen.

(Schluss folgt.)

Richtung links ?

Alle Erforschungen, alle Entdeckungen, alle Ideen, alle Ideale, wenn sie den Anspruch haben, etwas mehr zu sein als platonische, ideologische oder intellektuelle Spieswerte, sind, meiner Ansicht nach gezwungen, allen logischen Forderungen gerecht zu werden. Wenn man A sagt, muss man auch B sagen. Es war ein logischer und konsequenter Schritt, als man entdeckte, dass die Gestirne älter sind, als die Bibel sagt, diese Schöpfungsgeschichte auf Grund dieser logischen und konsequenten Folgerungen als unwahr, oder sagen Sie als unmoralisch, zu bekämpfen. Wie würden wir es heute ansehen, wenn jene diese Theorie als ein neutrales, farbloses Spielzeug ange-

sehen und die logischen, vollstreckten Taten, die in dieser Theorie eingebettet waren, nicht ausgeführt hätten? Dann wäre es eben noch niemandem in den Sinn gekommen, das falsche Ideensystem zu bekämpfen. Wäre das nicht unlogisch und unkonsequent gewesen? Alle Ideen bedingen Taten.

Es war logisch und gerecht, dass, nachdem die Entwicklungslehre sich eingebürgert hatte, der biblische Unsinn der speziellen Schöpfung bekämpft wurde. Alle Ideen haben Folgen und diese Folgen müssen ausgetragen werden. Beispiele gibt es in Hülle und Fülle, die beweisen, dass jede Lehre, jede Theorie einmal den Rahmen des Theoretischen verlassen muss und dieser Moment ist dann gekommen, wenn sich diese Ideen kristallisieren und ein Programm bedingen. Zuerst der Gedanke und dann die Tat. Immer beim Gedanken bleiben, ist nur ein halber Freidenker sein. Oder erlaubt sich der Freidenker den Luxus, die logischen Taten und Verbindungen, die in seinen Gedanken bedingt sind — wenn sie nützlich sein wollen — zu unterdrücken?

Wir Freidenker bekämpfen die Religion aus sozialen, menschlichen oder humanistischen Gründen, nicht nur aus neutral wissenschaftlichen; selbst diese führen zum gleichen Ende. Nachdem uns unsere humanistischen Ueberzeugungen dazu veranlasst haben, die Religion aus diesen oder jenen Gründen zu bekämpfen, darf man voraussetzen, dass diese Gründe ebenso auf ökonomischem Gebiete gerechtfertigt sind. Die Religion in Aktion, mit ihren unglücklichen sozialen, psychologischen und moralischen Folgen hat uns von allem dem überzeugt. Es ist in der Natur der Sache, und zwar ganz zwangsläufig, dass, sobald wir uns auf diesen Boden stellen (und es gibt keinen andern), wir uns auf die Zunge beißen würden, wenn wir in den bösen sozialen Folgen gleichzeitig nicht auch böse ökonomische Folgen sehen, begreifen und bekämpfen würden. Sobald wir von sozialen und ökonomischen Gründen sprechen, ist eben das Wunder schon getan und es wird wohl schwierig sein, den Becher bis auf den Anstandsrest zu leeren... und dieser Anstandsrest ist eben politisch. Wer wäre imstande, das ideologische Kunstwerk zu vollbringen, soziale, ökonomische und politische Gedankengänge getrennt zu halten? Ich glaube, dass es unmöglich ist, diese zu trennen und wird wohl jeder, der die Sache logisch und ruhig für sich ausdenkt, sich davon überzeugen müssen, dass diese Dreieinigkeit, obwohl nicht heilig, aber desto wirklicher, sich nicht teilen lässt.

Ich begreife, dass es unter den Freidenkern solche gibt, die Freidenker nur bis zu einem gewissen Punkte sind und der Punkt ist dann erreicht, wenn sie irgend eine Gefahr sehen oder sich eventuell sogar vor dem schrecklichen Gedanken befinden, dass sich als ideologische und logische Folgerung und Anwendung ihrer Gedanken in eine gewisse unangenehme Ge-

etwas anderes. Wie leicht könnte irgendein Gegner diese schönste aller deiner Handlungen gegen dich ausnützen.»

«Du hast recht», sagte mein Vater. «Handle ganz nach deinem Gefühl, meine Liebe.»

Eine Viertelstunde später trat Abbé Poivron in den Salon, und die Situation wurde in allen Einzelheiten erwogen, erörtert und analysiert.

Wenn der Marquis de Fumerol, einer der Grossen Frankreichs, ohne den Beistand der Kirche starb, dann bedeutete das für den Adel im Allgemeinen und den Grafen von Tourneville im besonderen einen furchtbaren Schlag. Die Freidenker würden triumphieren. Die aufrührerischen Zeitungen würden ein volles halbes Jahr lang ihren Sieg in die Welt hinausposaunen. Der Name meiner Mutter würde in den Staub, das heisst in die sozialistische Presse gezogen und der meines Vaters besudelt werden. Nie und nimmer durfte so etwas geschehen.

Man entschloss sich also sofort zu einer Rettungsexpedition, zu einem Kreuzzug. Abbé Poivron, der schmucke, wohlbeleibte, leicht parfümierte Priester, ein echter Vikar der alten Kirche, in einem reichen Patrizierviertel, sollte ihn führen.

Der Wagen wurde angespannt, und wir drei zogen los, Mama, der Kurat und ich, um meinem Onkel die letzte Oelung zu bringen.

Es wurde beschlossen, zuerst Madame Melanie, die Verfasserin des Briefes — sicherlich die Portierfrau oder die Bedienstete meines Onkels — aufzusuchen.

Ich stieg vor einem siebenstöckigen Haus als erster aus dem Wagen, um zu rekognoszieren, und trat in einen finsternen Flur, in dem ich nur mit Mühe den dunklen Verschluss des Portiers entdecken

konnte. Der Mann musterte mich voller Misstrauen.

«Wohnt hier Madame Melanie?» fragte ich.

«Mir unbekannt.»

«Ich habe aber eben einen Brief von ihr erhalten.»

«Schon möglich, ist mir aber unbekannt. Irgendein Frauenzimmer wahrscheinlich.»

«Nein, vermutlich ein Dienstmädchen. Sie hat wegen einer Stelle geschrieben.»

«Ein Dienstmädchen? Ein Dienstmädchen? Vielleicht die vom Marquis. Oben, fünfter Stock, links.»

Sowie es sich nicht mehr um ein Frauenzimmer handelte, wurde er liebenswürdiger und begleitete mich bis zum Flur. Er war ein grosser, hagerer Alter, mit weissen Favoriten, einer Küstermiene und majestätischen Gesten.

Ich rannte eine hohe, staubige, vielfach gewundene Treppe hinauf, deren Geländer ich nicht anzurühren wagte, und klopfte zweimal diskret an die linke Tür im fünften Stockwerk.

Sie wurde augenblicklich geöffnet. Eine dicke, unordentliche Frau stand vor mir, die mir mit ausgebreiteten Armen den Eingang versperrte.

«Was wünschen Sie?» fragte sie brummig.

«Sind Sie Madame Melanie?»

«Ja.»

«Ich bin der Vicomte de Tourneville.»

«Ach so! Treten Sie bitte näher.»

«Aber — Mama wartet unten mit einem Priester.»